

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 20 (1916-1917)
Heft: 5

Artikel: Johann Peter Caviezels Erbschaft
Autor: Buchli, Hanns
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662003>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Johann Peter Caviezels Erbschaft.

Am Fenster seiner fahlen, schlecht gelüfteten Schulstube stand der Lehrer Johann Peter Caviezel und sah in den trüben Herbsttag hinaus. Die kleinen Spalierbäumchen längs der Landstraße, die man ein Stück weit ins Land hinaus verfolgen konnte, bis sie im Nebel verschwand, waren schon rot und gelb, und ab und zu fiel, obwohl kein Wind sich regte, ein Blatt lautlos und träge zur Erde.

Johann Peter stand jeden Werktag eine Stunde am Fenster. Für ihn war die Schreibstunde Erholung. Da ging er ins Land seiner Träume.

Hinter ihm saßen in den rohen, abgenutzten Bänken seine Buben und Mädels. Und über den kitzelnden Kindern lag der Dunst ihres Atems. Mit vornüber gebeugtem Oberkörper saßen die Kinder da, und nur ab und zu unterbrach das verlorene Scharren eines Fußes auf dem sandigen Boden oder das emsige Kraxen einer schlechten Feder die Stille. Dann sah der Lehrer jäh um sich. Sein Blick ging abwesend und mehr gewohnheitsmäßig als bewußt über die Kinderschar und wandte sich dann eben so schnell wieder dem Fenster zu.

Er, der Lehrer, dachte sein ewiges Thema: das Geld. Aber es war weniger ein Denken, als eben ein Träumen. Er sah einen Haufen Goldstücke vor sich oder ein Bündel Banknoten und dachte sich, daß sie sein wären. Das war seit Jahren so, und die Sehnsucht nach dem Geld war nach und nach sein ihn stetig begleitender dumpfer Gedanke geworden.

Johann Peter dachte allerdings nicht nur des bloßen Besitzes wegen an's Geld. Er war kein Geizhals. Im Gegenteil. Wenn er einmal Geld besaß, so ging es sehr schnell wieder von ihm. Nur zu schnell.

Nun hatte ein gestern im Löwen, am abendlichen Stammtisch gehörtes Gespräch seinen geheimen Gedanken jäh neuen Stoff gegeben.

Als er müde und verärgert von der ewigen Schulplackerei dorthin gekommen war, hatte er den reichen Sonderberg gefunden, einen Kaufmann der in Grünau vor kaum zwanzig Jahren eine kleine Fabrik aufgetan hatte und der nun ein reicher Mann war. Mit dem Sonderberg war irgend ein Fremder dort gesessen, und ohne weiter auf den Ankommenden zu achten, waren die beiden in ihrem Gespräch fortgefahren, das sie nur zur kurzen Begrüßung unterbrochen hatten.

„Also, Herr Sonderberg, sagte der Fremde, ich werde Ihnen einen Wagen besorgen, an dem Sie Ihre Freude haben werden. Ich denke, 30 Pferdekräfte werden genügen.“

„Na, wissen Sie, das kann ich ja ruhig Ihnen überlassen,“ erwiderte der Sonderberg. „Hauptsache ist ja, daß meine Frau endlich mal Ruhe und ihr Automobil hat. Ich habe die ewige Bettelei satt. Soll sie's also haben.“

Und mit einer Handbewegung, als wollte er sein mangelndes Interesse an der Sache noch besonders hervorheben, fügte er hinzu: „Der Kostenpunkt ist mir soweit egal. Ich denke, ich will mal 20,000 Franken aussetzen.“ Damit brach die Unterredung ab.

Johann Peter hatte die Unterredung mit schweigendem Interesse angehört. Er hatte sogar vergessen, sein Bier anzutrinken, das nun mit unappetitlicher, eingefallener Blume vor ihm stand. Und er dachte auch gar nicht an seinen Trunk. Denn der letzte Ausspruch Sonderbergs über den Kostenpunkt hatte ihm einen schweren Stoß gegeben. Ja, der hat's, dachte er bei sich mit leisem Neid. Der schmeißt 20,000 Franken heraus. Und unsereiner dünkt sich reich, wenn er einmal im Jahr 20 oder 30 Franken übrig hat. Er wüßte schon, was er anfangen würde, wenn er die Summe sein eigen nannte, die Sonderberg mit einer Geberde, als wäre es ein Fliegendreck, hinauswarf. Seiner Frau würde er kein Automobil kaufen. Er würde — — —

Da sprach ihn Sonderberg an. Er hatte den Lehrer eine Weile prüfend beobachtet, nachdem er den Fremden, der mit einer tiefen Verbeugung weggegangen war, verabschiedet hatte.

„Sie scheinen ja weit weg zu sein, Herr Lehrer,“ sagte er mit einem Unterton von Bedauern in seiner Stimme. Er mochte diesen Lehrer, der trotz allen Schwächen ein fleißiger, zutraulicher Mensch war, recht wohl. Und seine Gesellschaft war dem Kaufmann nicht unlieb. Er hatte den Lehrer schon ab und zu eingeladen und wußte wohl, wie ihm das Geld imponierte. Und das war auch nicht der letzte Grund seines Wohlwollens für Caviezel. Denn er empfand etwas wie Befriedigung, wenn dieser seinen Reichtum bewunderte.

Der Lehrer hatte nur verloren gelächelt, hatte die Brauen in die Höhe gezogen und einen langen Schluck aus seinem Glase getan. Er war immer noch im Banne dieser 20,000 Franken. So kam denn keine Unterhaltung zu Stande. Und Sonderberg wandte sich darum gerne an die andern inzwischen angekommenen ehrsamten Herren von Grünau.

Unterdessen saß Johann Peter wortlos am Tische. Er hörte nur mit halbem Ohr der Unterhaltung zu, drehte ab und zu mit zwei Fingern an seinem Bierglas. Dann zog er, nach der Art verlegener Menschen, die nichts zu sagen wissen, seine Briestafche aus altem, verschliffenem Leder hervor, suchte, obschon er deren Inhalt genau kannte, irgend etwas darin und steckte sie wieder ein. Nach seinem vierten Glas erhob er sich und ging, indem er sich der Sitte gemäß von jedem Anwesenden mit einem Händedruck verabschiedete, still und in Gedanken seiner Behausung zu. In ihm, dem armen Schlucker von einem Schulmeister, waren die geheimsten Saiten angeschlagen worden. Reich sein! Wann würde das einmal kommen? Wann würde ihm wohl der

„Kostenpunkt“ einmal „egal“ sein können? Er verlor sich im Plänemachen. Aber er fand keinen Weg.

Die Gedanken ließen ihn auch zu Hause nicht los. Sie verfolgten ihn, als er sich früh hinlegte, auch in seinen Träumen. Und als er am Morgen nach unruhigem Schlaf erwachte, waren sie wieder da. —

*

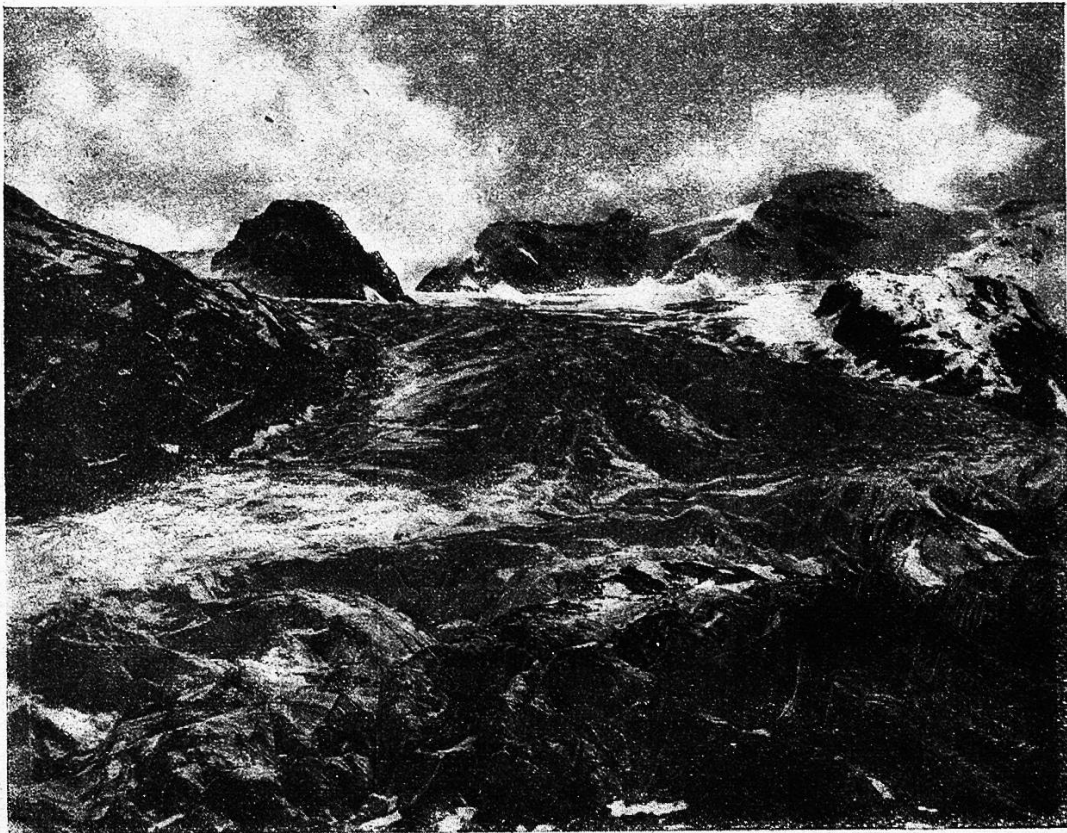
Der Lehrer stand wieder am Fenster seiner Schulstube und streckte ganz plötzlich seinen fast kahlen, spitzen Kopf, der schon stark angegraut war, weit vor. Er zog aus der Weste mit einer gewissen Hast einen Aneiser und hielt ihn vor die dicken Gläser seiner Brille, hinter der seine kurzsichtigen Augen lauernd hervorsahen. Er schaute, den langen breiten Bauernkörper vornüber gebeugt, angestrengt zum Fenster hinaus. Da hinten beim Löwen kam Sonderberg, der seinem Geschäfte zuing. Er schritt breit und fröhlich einher, wohl in seinen hechtgrauen Herbstmantel gehüllt. Es war zehn Uhr, wie der Lehrer mit einem schnellen Blick nach seiner nickelnen Taschenuhr konstatierte. Wie beneidete er diesen Mann und wie bewunderte er ihn. Der verstand Geld zu machen. Wie war der gewesen, als er hergekommen war nach Grünau! Ein bißchen Geld hatte er gehabt und viel Glück. Und nun war er der Reichste weit und breit. Johann Peter sah ihm nach, bis er im Fabrikhofe verschwand. Dann verließ er das Fenster, schritt, die ruhige Sicherheit der Bewegungen des Kaufmanns nachahmend, seinem Pulte zu. Er öffnete den Pultdeckel, dem er, nachdem sein Blick prüfend über die vornübergebeugten Schüler hingeglitten war, eine Tube und ein Taschenspiegelchen entnahm. Er besah sich in dem Spiegelchen, behandelte seinen Schnurrbart mit Pomade und drehte die Spitzen desselben mit geübter Hand. Als das Rüstzeug wieder wohlverwahrt im Pulte lag, erhob er sich.

Er kommandierte mit einer Stimme, als wollte er sagen, „daß alles kann bald zum letzten Mal sein“, in die Schülerschar hinein: „Hefte bei Seite legen. Pause.“

An diesem Tage achtete er nicht auf die Kinder. Es war ihm ganz gleichgültig, ob sie, wie es vorgeschrieben war, die Mädchen zuerst, in guter Ordnung das Schulzimmer verließen. Er sah den sich wild ballenden Knäuel der Buben nicht und hörte nicht das Geschrei der Mädchen, die sich polternd die Treppe hinunter trollten. Erst die plötzliche Stille des leeren Zimmers weckte ihn.

Als er Mittags nach Hause kam, merkte seine kleine Frau wohl, daß wieder etwas in ihm war, das ihn nicht los ließ. Sie war mager und abgehärmt. Ihr bleiches Gesicht, umrahmt von einigen fargen Strähnen pechschwarzer, nur leicht angegrauter Haare empfing ein stilles Leuchten von einem paar dunkeln, guten Augen. Diese Frau, der man das schöne Mädchen, die blühende junge Frau, die sie noch vor zwanzig Jahren gewesen war,

längst nicht mehr ansah, kannte ihren Johann Peter und wußte um seine Nöte. Aber sie war gewohnt zu schweigen, denn an solchen Tagen war sein Wesen noch abweisender als sonst und er sah nur mit Geringschätzung auf das farge Mahl. Ja, sie hatte ihr Paß Kummer mit dem Mann. Und doch liebte sie ihn, wie sie ihn am ersten Tage geliebt hatte, da er in ihr Leben getreten war. Trotz allem liebte sie ihn, trotz allem Kummer und dem Darben, das sie sich der fünf Kinder wegen auferlegen mußte, und trotzdem er so viel von dem schönen Geld, das sie zu Hause so gut hätte brauchen können, in die Wirtshäuser trug. Ja, es hätte anders sein können. Aber als er sie, die nicht gerade unbemittelte Apothekerstochter, heimgeführt hatte und der erste Rausch der jungen Ehe der Nüchternheit des Alltags wich, da waren die paar tausend Fränklein, die sie mit in die Ehe gebracht hatte, schnell geschwunden. Er hatte sich dies und jenes geleistet, das er sich mit dem kleinen Gehalt, das er bezog, nicht hätte leisten können. Er hatte ein paar kleine Reischen im Schweizerland herum gemacht, hatte sich dies und jenes Buch gekauft und dann war es schnell damit fertig gewesen. O, sie war weit davon, daß es sie gereut hätte. Aber schade war es immerhin. Man hätte sich doch trotz der Kinderschar hie und da etwas gestatten können, das man sich jetzt versagen mußte. Man hätte den Kindern mal zu Weihnachten ein Buch schenken können, anstatt der durchs Jahr gestrickten Strümpfe und der am



Morterratsh-Gletscher mit Jhola-Persa, Kt. Graubünden.

E. See, Phot.

müden Abend genähten Hemden. Nun war's eben mal so und man mußte sich zufrieden geben. Man mußte weiter schleppen, bis es dann einmal zu Ende sein würde. Und sie tat's ja so gern für ihren Johann Peter und für die Kinder.

*

Die Tage kamen und gingen im Einerlei der Arbeit. Johann Peters Träume schwiegen nicht. Wenn er brummig Abends nach der Schule im Wirtshaus saß, in seiner Briestafche noderte und kaum auf das hörte, was die Andern sprachen, hing er seinen Träumen vom Geld und der weiten Welt nach. Und wenn er einmal nicht ins Wirtshaus gehen mochte, so saß er zu Hause und blätterte in dicken Geographiebüchern und Reisebeschreibungen oder las vergilbte Briefe von Verwandten und Freunden, die über das große Wasser gezogen waren, in dem er sich mit großem Interesse den Schilderungen von Land und Leuten hingab. Und oft träumte er über die Blätter weg. Dann sah er sich an Bord eines großen Schiffes auf dem endlosen Ozean, oder er ging durch die bunten Straßen Kairos. Und bisweilen wanderten seine Gedanken in die Tage zurück, an denen er zum ersten und einzigen Mal die Grenzpfähle seines Vaterlandes überschritten hatte. Das dankte er Sonderberg. Er war damals am Eidgenössischen Musikfest, an dem auch die Blechharmonie von Grünau teilgenommen hatte, mit gewesen, denn er hatte eine Teilnehmerkarte erhalten, weshalb die Sache für ihn sehr billig ausgefallen war. So hatte er ein Stück des warmen Südens gesehen, das Tessin. Das war für den nun fast fünfzigjährigen Mann ein hohes Glück. Und Sonderberg setzte den Tagen — er war als Ehrenpräsident natürlich auch mitgewesen — die Krone auf. Er lud den Johann Peter als Dank für gelegentliche kleine Dienstleistungen zu einem Abstecher nach Mailand ein. Mailand! Was barg dieses Wort nicht alles für ihn, den Schulmeister! Er saß in Gedanken wieder in der mit unglaublicher Eile dahinsausenden elektrischen Bahn und er erlebte wieder den großen Moment der Einfahrt in Mailand. Vor seinem Geiste erhob sich die Weltstadt mit ihrem Getriebe und mitten daraus leuchtete der weiße Dom mit seinem Wald von Türmchen und Spizen, mit seinen schlanken Pfeilern, seinen Bogen und Hallen. Das war ein Stück der weiten Welt gewesen, nach der sein Herz brannte, noch in dem alternden Mann ebenso stark brannte, wie einst in dem kaum 20jährigen Seminaristen. Aber seine Hoffnung begann nach und nach zu sinken. Denn daß mit dem zunehmenden Alter die Möglichkeit, seinen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, mehr und mehr schwand, konnte er sich nicht verhehlen.

Da geschah es, daß er eines Abends heimkam und seine Frau weinend am Tische fand. Sie hielt einen Brief in der Hand, auf den die Tränen von der furchigen Wange herab tropften. Johann Peter hatte im ersten Moment keine andere Empfindung als die eines maßlosen Erstaunens. Er erinnerte

sich nicht, seine Frau so gesehen zu haben. Sie hatte, in seiner Gegenwart wenigstens, nie geweint. Er blieb an der Türe stehen, als wolle er sich überzeugen, daß er sich nicht täusche. Aber es war keine Täuschung. Seine Frau weinte wirklich. Da überkam ihn eine so große Hilflosigkeit, wie man sie oft bei so großen, ungeschlachten Menschen trifft, wenn sie dem Weinen eines Kindes oder einer Frau gegenüber stehen. Die stille Hoheit des Schmerzes zwingt sie, daß sie dastehen wie Kinder vor einem Wunder. Doch lange hielt diese Empfindung in Johann Peter nicht vor. Dann siegte die Neugier. Was mochte der Brief gebracht haben? Es mußte wohl etwas Wichtiges sein, weil seine Frau darüber weinte. Und als sie wieder einmal leise aufschluchzte, bezwang er seine Scheu und trat mit einem verdutzten „No, no, was ist denn?“ an sie heran.

„Der Emil ist gestorben,“ schluchzte sie.

„Was, der Emil Nagel, Dein Bruder?“ fragte er zurück.

Aber statt einer Antwort schob sie ihm den Brief hin, nach dem er gierig griff, um Näheres zu erfahren. Ja, da stand es: der Emil Nagel sei in Guatemala plötzlich gestorben. Er sei auf der Finca Margueritta begraben worden und er, sein Freund, der Schreiber des Briefes, spreche hiermit sein Beileid aus. Das war so ziemlich alles, was Johann Peter erfuhr. Er las den Brief zweimal halblaut und nach seiner Gewohnheit die Zeitwörter betonend und zog dabei die Brauen hoch, so daß die schmale Stirn bis unter die spärlichen Haare voll Falten lag. Dann legte er den Brief auf den Tisch zurück. Aber trotzdem er nach Worten suchte, brachte er kein Wort der Trauer über seine Lippen. Denn ihn bewegte alles eher als Trauer. In ihm war plötzlich ein Fünkchen Hoffnung erglommen, als er sich rasch die Sachlage vergegenwärtigt hatte. Seine Frau war die einzige Hinterbliebene und somit wohl auch die einzige Erbin. Denn der Emil war ja nicht verheiratet gewesen. Caviezel dachte an die Erbschaft. In seiner Erinnerung tauchten ein paar Sätze aus Briefen des Verstorbenen auf. Er hatte immer geschrieben, daß es ihm gut gehe. Allerdings hatte er damals beim Ausbruch des wilden Santa Maria viel verloren. Aber er hatte später zu dem gebliebenen Rest noch hinzu erworben. Sonderbar, in dem Briefe stand nichts dergleichen. Da stand einfach die nackte Tatsache des Todes.

Bei dem fargen Abendbrot berührte Johann Peters Frau keinen Bissen. Und als sie die Kinder wohlgeborgen im Bette wußte, legte auch sie sich hin, denn sie wollte allein sein. Sie merkte wohl, daß sie bei ihrem Manne kein Mitgefühl finden würde. Und schließlich konnte sie ihm auch nicht gram sein darüber. Denn er hatte ja ihren Bruder kaum gekannt.

Johann Peter jedoch blieb an dem Abend noch lange auf. Er überlegte sich alles gründlich. Er zog die alten Briefe des Toten aus dem Schrank, und seine Erinnerung wurde durch deren Inhalt bestätigt. Es konnte also

kaum in Frage stehen: es mußte eine nicht unbeträchtliche Hinterlassenschaft vorhanden sein. Das führte ihn rasch zu einem Entschluß. Als er sich spät niederlegte, hatte er zwei Briefe geschrieben. Der eine ging an den Freund des Verstorbenen mit dem Dank für die Nachricht und mit der Bitte, den Nachlaß zu ordnen. Der andere ging an einen ihm bekannten Kaufmann im benachbarten Städtchen mit der Bitte um die Adresse des schweizerischen Konsuls in Guatemala.

Der folgende Tag brachte keine großen Veränderungen. Johann Peter trug, bevor er zur Schule ging, die beiden Briefe zur Post und als einziges Zeichen des Verlustes, der seine Frau betroffen hatte, trug er ein schon etwas abgetragenes Trauerband, das er noch vom Tode seiner Schwester her besaß, und eine schwarze Krawatte. Als am Abend die gewünschte Adresse aus dem Nachbarstädtchen kam, setzte er sich hin und schrieb einen weitläufigen Brief an den Konsul. Dann kam der Montag wieder zu seinem Recht.

So blieb es viele Wochen lang. Tags über die Schule, Abends das Wirtshaus und ab und zu die Bücher. Aber die Träume Johann Peters nahmen jetzt fast wirkliche Umrisse an, und mehr als einmal wurde nun schon der Fahrplan zu Rate gezogen. Auch seinen Stammtischgenossen gegenüber hatte er gelegentlich etwas von einer zu erwartenden Erbschaft gesagt. Aber mit näheren Angaben war er nie herausgerückt. Er hatte mehr verschwiegen als gesagt, und die Neugier der andern war dadurch nicht kleiner geworden. Durch dieses Spiel hatte sich aber auch Johann Peter mehr und mehr in die Sicherheit seiner Hoffnungen eingewiegt.

Dann kam, nach Monaten ein Brief. Caviezel öffnete ihn mit zitternden Fingern, denn nun mußte die Bestätigung seiner Hoffnungen kommen. Nun war es erreicht, was er sich seit Jahren erträumt hatte. Nun würde er Geld haben und reisen können, wohin das Herz ihn zog. Er drehte den Bogen Papier in seinen Händen, als wolle er die Wonne der Gewißheit erst auskosten, dann entfaltete er ihn, strich ihn mit seiner großen Bauernhand glatt, zog umständlich die bessere Brille aus der Tasche, setzte sie sich ebenso umständlich auf die Nase und begann, sich behaglich und sicher im Sessel zurücklehrend, zu lesen, während seine Frau wartend am Tische stand.

Da sah sie, wie plötzlich seine Hand zu zittern begann. Er hielt das Blatt ganz nahe an seine Augen, als wolle er sich vergewissern, daß das, was er las, auch wirklich da stand. Doch er mußte es wohl glauben, als er es drei- und viermal gelesen hatte. Dann erhob er sich. Sein kleiner Kopf war glühend rot.

Im ersten Moment brachte er kein Wort heraus. Aber plötzlich warf er den Brief zu Boden, schlug mit der Hand auf den Tisch, daß eine Vase, die darauf stand, aufsprang und hinstürzte, und zischte mehr, als er es sprach:

„Lumpenhunde!“ Dann lief er wütend und leise fluchend im Zimmer auf und ab.

Unterdessen hatte seine Frau den Brief aufgehoben und gelesen. Für sie war dessen Inhalt nicht sehr wichtig, denn sie hatte sich weder mit der Hoffnung auf eine Erbschaft getragen, noch überhaupt an Geld gedacht. Der Verlust ihres Bruders war ihr nahe gegangen. Trotzdem hatte sie lächeln müssen, als ihr Mann die Erbschaft, die, wie er sagte, sicher da sein müsse, so heiß ersehnte. Nun war es also nichts damit. So stand es wenigstens in



Tschierba-Gletscher mit Piz Vernina, Kt. Graubünden.

E. See, Phot.

Dem Brief, wo es hieß, daß das Wenige, was geblieben war, „nach der Sitte des Landes“ zu einem marmornen Grabmal gebraucht worden sei. Nun, ja, der Emil hatte nun wenigstens eine schöne Ruhestätte. Sie stellte sich das Grabmal vor aus weißem Marmor unter Palmen. Und der Gedanke beruhigte sie.

Johann Peter lief immer noch auf und ab. Seine Wut hatte keine Grenzen. Er fluchte und wetterte und das Ende eines jeden Satzes hieß fast immer „Die Lumpenhunde!“ Das konnte seine Frau nun nicht begreifen, daß er deswegen, weil ihr Bruder eben nicht viel hinterlassen hatte, auf andere Leute schimpfte. Und sie sagte ihm dies. Da ging es los:

„Meinst Du, ich glaube das? Gestohlen haben es die Lumpenhunde.

Gestohlen, weil man sie nicht nehmen kann dafür, auf die Entfernung. Unterschlagen ist alles worden, weil die Kerle wissen, daß ich kein Geld habe, Prozesse zu führen und weil sie mich für zu dumm halten. Die Lumpenhunde sollen sich täuschen.“

Er stampfte mit seinem Fuß auf den Boden, daß das Haus zitterte. Und sein Gesicht war wutverzerrt. Da zog es seine Frau vor, weg zu gehen. Denn er war unangenehm, wenn er so im Born war, und litt keinen Widerspruch gegen seine Meinung.

Wenige Tage nach diesem Ereignis war in Johann Peter der Gedanke zum Entschluß geworden: Ich hole die Erbschaft. Ich werde schon fertig werden mit der Gesellschaft.

Nun begann er mit Hast die Vorbereitungen zu treffen. Seine Frau, die immer noch nicht an den Ernst seines Entschlusses glaubte und auch bisweilen lachte, wenn er ihr Aufträge gab, begann nach und nach einzusehen, daß es Johann Peters heiliger Ernst war mit dem Reiseplan. Es war ihr ein schwerer Kummer. Aber so oft sie ihm Vorstellungen über die Ausichtslosigkeit der Reise — sie war davon überzeugt — machen wollte, wurde er grob:

„Da verstehst Du eben nichts davon. Wagen muß man. Und wart nur, bis ich wiederkomm, dann redest Du anders.“

Johann Peter ging wie im Traum. Nun sollte er endlich die weite Welt sehen. Der Gedanke, daß der Andere am Ende doch recht haben, daß wirklich nichts mehr zu erben da sein könnte, kam ihm nie. Er hatte sich so vollständig in die Vorstellung der großen Reise und ihres unausbleiblichen Erfolges hinein verbohrt, daß er von der Richtigkeit seiner Annahme überzeugt war.

Sonderberg, der die Südamerikaner kannte, bestärkte ihn in seiner Meinung, daß es sich da um eine große Erbunterschlagung handle.

Der Lehrer war eines Tages zu ihm auf sein Privatkontor gekommen. Er hatte die Briefe des Verstorbenen mitgebracht, um Sonderberg zu überzeugen. Dieser lächelte wohl zu der hochfliegenden Begeisterung des Erben, hörte alles ruhig mit an und stimmte endlich dem Plane Johann Peters bei. Nur fürchtete er für ihn wegen der mühseligen Reise und der Erbschaftsschwierigkeiten. Nach langem Hin und her, wobei der Lehrer sich ermutigt immer tiefer in seine Sicherheit verbohrt, erhob sich Peter Johann.

„Eine Bitte noch, Herr Sonderberg!“ Er drehte verlegen und nach Worten suchend seinen abgeschabten Hut in der Hand. Dann überwand er sich und gestand Sonderberg, daß nun wohl alles bereit sei, aber die Hauptsache fehle ihm doch noch. Sonderberg wußte wohl, was kommen würde. Er hatte das schon längst erwartet. Er sah den Lehrer an, wie er verlegen da stand. Da half er ihm:

„Nur heraus mit der Sprache, Herr Lehrer, wieviel soll's denn sein? Als der Lehrer das Kontor verließ, hielt er in der Tasche ein Häufchen Banknoten. Seine linke Hand umschloß es fest. In seinem Gesicht war ein Leuchten. Nun war's erreicht. Nun konnte er gehen.

Sonderberg lächelte, als der Lehrer hinaus war. Dann setzte er sich an den Schreibtisch. Und lachte, lachte, daß die Wände widerhallten. Dann schrieb er das Geld à fonds perdu!

Grünau hatte seine Sensation. Der Lehrer hatte für drei Monate Urlaub verlangt. Das war nicht verborgen geblieben. Man sprach davon. Und er selber hatte kein Hehl aus seiner Absicht gemacht. So war denn das ganze Dörfchen auf dem Laufenden und man sah mit Spannung der Entwicklung der Dinge entgegen. Manche sahen den Lehrer mit staunenden, ungläubigen Augen wie einen Helden an. Das merkte er wohl und es hob sein Selbstbewußtsein. Aber es gab auch solche, die lachten und sich über den Johann Peter lustig machten. Von diesen merkte er nichts.

Dann war es eines Tages so weit. Der Koffer stand gepackt. Johann Peter stand am Bahnhof neben seiner Frau, und halb Grünau stand um ihn herum. Er hielt die linke Hand aufs Herz gepreßt; hocherhoben und siegesgewiß, wie ein in den Krieg ziehender Held stand er auf dem Bahnsteig. Unter seiner linken Hand in einer festverknöpften Brusttasche fühlte er die neue Briestasche, in der, wohl geborgen, das Geld lag, das ihm Sonderberg geborgt hatte. Und er hielt seine Linke auch dort, als der Zug einfuhr und er vielen die Hand schütteln mußte. Dann hieß es eilen. Die Wagentiire klappte hinter ihm zu. Der Zug rollte. Johann Peter winkte am Wagenfenster seinen letzten Gruß.

Dann hörte man lange nichts mehr von Johann Peter. In den ersten Tagen sprach wohl noch das ganze Dorf von ihm, seiner Reise und von dem, was er heimbringen würde. Aber dann schwieg das Gerede. Nur ab und zu sprach mal einer am Stammtisch: „Wo wohl jetzt der Johann Peter steckt.“ Dann nickten ein paar Andere und sagten gedankenvoll: „Ja, ja.“

Johann Peter Caviezel hatte unterdessen recht viel erlebt. Er hatte schon die Augen aufgerissen, als er das deutsche Reich in rasenden Eilzügen durchfuhr und sich ihm in Hamburg zum ersten Mal das Treiben einer großen Seehandelsstadt öffnete. Dann war er von einem Agenten an Bord gebracht worden, einer Leidenszeit entgegen, die ihm fast die Lust an der weiten Welt genommen hätte. Zuerst war es noch gegangen. Dann aber, als schon in der Nordsee das Schiff zu stampfen anfang, war es mit dem Genießen aus gewesen. Die Seekrankheit hatte ihn nicht mehr verlassen. und mit Ungeduld hatte er sich nach Colon gesehnt, und hatte dort elend und müd den Zug nach Panama bestiegen, wo er eine volle Woche auf den Dampfer hatte warten müssen. Das war ihm nicht unlieb gewesen, wenn

ihn schon die Hitze und die Mücken und sonst noch allerlei unangenehme Überraschungen eines mittelamerikanischen Hafenhotels arg mitgenommen hatten. Denn nun konnte er sich doch etwas erholen. Und mit heimlichem Grauen hatte er an die noch zu überstehenden acht Tage Seefahrt gedacht bis San José. Aber schließlich war auch das überstanden und nun saß er, etwas matt allerdings, im Zuge, der ihn seinem Ziel nahe bringen sollte. Er saß bleich und verwirrt in den Polstern des Wagens. Um ihn her schwirrte es spanisch und französisch. Aber er horchte kaum hin. Er sah bisweilen auf die sonndurchglühten Länder hinaus, wischte sich den Schweiß von der Stirne und döste. Hundeelend war ihm zu Mute. Wäre er nicht schon so nahe gewesen, er wäre, weiß Gott, wieder umgekehrt und hätte die Erbschaft Erbschaft sein lassen; zu Hause in Grünau war es doch schöner. Wenn nur die Seefrankheit und jetzt die schauderhafte Hitze nicht gewesen wären. Dann hätte man's noch ertragen können. Aber so . . ., er sank mit einem Seufzer in den Sitz zurück.

Er kam nicht so mutig, wie er weggefahren war, in der Hauptstadt an. Aber er hatte Glück. Denn endlich nach langen Wochen hörte er etwas, was er lange ersehnt hatte und was ihn jetzt wie ein Ton aus dem Himmel anmutete. Er hörte aus dem spanischen Gekreische heraus einen waschechten schweizerdeutschen Fluch. Und auf den, der geflucht hatte, stürzte er sich mit der Energie eines Ertrinkenden. Richtig, es war ein Schweizer. Er sah den Schulmeister mit einem mitleidigen Lächeln an, der da in etwas zerschliffenem, abgeschabtem Anzug vor ihm stand, in einem Anzug, der für die tropische Hitze nicht gerade geeignet war. Aber er nahm sich des irrefahrenden Johann Peter an. Er führte ihn zunächst in ein Hotel und siehe: der Inhaber war ein Schweizer. Da wurde dem matten Lehrer mählich wohler. Und als die drei beim Kaffee saßen, eröffnete er ihnen, die ihm wie die eigens für ihn gesandten Engel Gottes erschienen, sein Herz.

Als er mit seiner Erzählung zu Ende war und schweigend vor sich hinsah, trafen sich die Blicke der beiden andern und ein feines, belustigtes Lächeln glitt über ihre Gesichter. Das war doch zu toll. Reiste da der arme Schulmeister weit übers Meer, um sich eine Erbschaft zu holen. Hatte der denn keine Ahnung, daß da nichts zu wollen war. Da kam er mit seinem Anliegen gerade recht an in Guatemala. Da war nichts zu holen. Aber beide hatten Mitleid mit dem armen Teufel, der ihnen da gegenüber saß. Mit einem Blick hatten sie sich verständigt. Da mußte man helfen, wenn zu helfen war. Sie besprachen die Lage kurz und wandten sich dann an den kühnen Abenteurer, der jetzt so kläglich vor ihnen saß:

Da wollen wir uns also mal zuerst an den Konsul wenden, Herr Caviezel, denn der muß am ehesten Bescheid wissen."

Aber bei dem Konsul war nicht viel zu holen, Der konnte nur den Bescheid geben, daß der Nagel gestorben war. Von einer Hinterlassenschaft mußte er nichts oder wollte er nichts wissen. Und er glaubte auch nicht, daß bei den Behörden etwas zu machen sei. Die beiden Begleiter Caviezels sahen sich mit einem nicht mißzuverstehenden Blicke an. Das hatten sie schon gewußt. Denn schließlich war der Konsul auch nur Kaufmann. Macht hatte er keine. Und mit den Behörden konnte er sich durch unangenehme Sachen nicht überwerfen. Sein Geschäft ging vor.

Als die drei wieder auf die sonnheiße Straße traten, war Caviezels Mut erheblich gesunken. Er sah lange vor sich hin, dann begann er zu fluchen. Eine nette Ordnung hätten sie da im Lande. Wozu man denn einen Konsul habe? Na, er wolle schon sehen, daß er zu seinem Geld komme.

Er wollte schnurstracks zum Hotel laufen und sofort nach der Plantage reisen. Denen wollte er zeigen, was Ordnung war!

Mit Mühe hielten ihn die beiden Landsleute von diesem Plan ab. Das könnte schön heraus kommen, wenn sie den wütenden Lehrer so allein hinaus ziehen ließen. Sie kannten die schönen Sitten und Gebräuche des Landes. Der Lehrer wäre wohl einfach herausgeschmissen worden. Da mußte schon einer mitgehen. Das war ja schließlich ganz amüsant. So etwas erlebte



Diavolezza-Hütte (2549 M.), mit Piz Trobat und Piz Cambrena, Kt. Graubünden.

E. Lee, Phot.

man nicht alle Tage. Und dann war es ja auch Pflicht, für den armen Teufel etwas zu tun. Sie machten sich ja beide keine Illusionen. Da war nichts zu holen. Sicher nicht. Aber dann mußte man doch wenigstens dafür sorgen, daß dieser Erbschaftsschwärmer möglichst sachte in die nüchterne Wirklichkeit zurückversetzt wurde.

So reiste denn Johann Peter am nächsten Morgen in Begleitung des einen, des Kaufmanns Amberg, ins Innere. Man hatte ihm einen leichten Anzug besorgt und man sah ihm nun wenigstens den Dorfschulmeister nicht schon auf hundert Schritte an.

Die Eisenbahnfahrt verlief schmeigsam. Der Lehrer hing seinen Gedanken nach. Er überlegte noch einmal, was er sagen wollte, wie er für sein Recht streiten wollte. Dann schlief er ein.

Als sie gegen Abend den Zug verließen, war der alte Mut in ihm lebendig. Sie blieben zur Nacht in einem kleinen schmutzigen Wirtshaus und brachen am folgenden Morgen zu Pferd nach der Plantage auf. Darauf hatte sich Johann Peter lange gefreut. Er hatte in seinem Leben nie auf einem Pferde gesessen, und als er die erste Angst glücklich überwunden hatte, fühlte er sich wie ein König. Das war doch mal etwas anderes. Er dachte an die Grünauer. Die würden die Augen aufreißen, wenn sie ihn so sehen könnten. Als es aber immer wärmer wurde und die Schenkel zu schmerzen anfangen, flaute seine gute Laune ab. Und als sie abends am Ziel ihrer Reise anlangten, war der gute Lehrer wie gemartert. Die frohe, etwas sehr laute Herzlichkeit des Empfanges gab seinem Mut wohl neuen Schwung.

Diese Herzlichkeit, der er einen andern Beweggrund zuschob, gab Johann Peter auch Hoffnung. Er besah sich mit Interesse die Gebäulichkeiten der Plantage. Vor den anwesenden Europäern, die bis an die Zähne bewaffnet herumgingen und wie Halbwilde aussahen in ihrer bequemen Kleidung und mit ihren tiefbraunen Gesichtern, hatte der Schulmeister zwar eine gewisse Scheu. Aber mehr noch ängstigten ihn die heimtückischen Gesichter der Mißleute und der Eingeborenen. Er wagte vorläufig nicht, den Zweck seines Herkommens zu erwähnen, und es fragte ihn auch niemand danach.

Als es dunkelte, fand man sich auf der geräumigen Terrasse des Wohngebäudes zusammen. Natürlich sollte der Besuch gefeiert werden. Nach einem Mahle, das dem Lehrer nicht sonderlich schmecken wollte — er gestand sich im Stillen ein, daß seine Frau in Grünau besser kochte — wurden Flaschen aufgetragen und bald hatte der Whisky die Stimmung so weit gehoben, daß allgemeine Fröhlichkeit herrschte. Man sang, man gröhlte, man schrie sich allerlei nicht gerade feine Sachen zu.

Johann Peter fühlte sich nicht sehr wohl. Diese Wildheit beängstigte ihn. Mit solchen Leuten, mit solchen Halbwilden sollte er um die Erbschaft streiten? Das konnte ja schön heraus kommen. Es lief ihm kalt über den

Rücken, wenn er daran dachte. Vorläufig verschob er die Unterhandlungen auf den folgenden Tag. Jetzt wollte er sein Grauen vor diesen Wüstlingen überwinden und sich mit möglichst Vielen, so gut es ging, anfreunden. Er fing an, öfter nach dem Glase zu langen. Der Whisky schmeckte nicht schlecht! Etwas stark war er ja. Aber doch besser, als das Bier im Löwen zu Grünau. Seine Stimmung stieg. Und wenn er auch in den allgemeinen Ton nicht einstimmen konnte, so tat er doch dem Glase öfter und öfter Zuspruch. Er merkte nicht, wie man absichtlich sein Glas öfter füllte und wie man ihn mit heimlichem Lächeln beobachtete.

Nach und nach kam eine Müdigkeit über ihn, die Terrasse mit ihrem wilden Leben verschwand in einem Nebel. Dann fiel sein kleiner Kopf vornüber, und Johann Peter schlief ein. Um ihn brandete das Gelage weiter.

Als er am nächsten Morgen erwachte, mußte er sich erst besinnen, wo er war. Er lag in einem fahlen Zimmer auf einer Art Bett in den Kleidern. Auf dem Boden lag sein Hut. Er wollte sich erheben, ließ aber seinen Kopf ächzend wieder auf das harte Kissen zurücksinken. Nach und nach erinnerte er sich an das, was gestern vorgefallen war. Und eine furchtbare Mutlosigkeit kam über ihn. Unfähig sich zu bewegen, lag er da. Aber in seinem Kopf stürmten die Gedanken. Nun war alles umsonst gewesen. Umsonst hatte er die weite, teure Reise unternommen, umsonst das viele Geld, das er nun nie würde zurückgeben können, bei Sonderberg geborgt. Johann Peter besann sich auf den vergangenen Abend. Man hatte getrunken. Und dann war er eingeschlafen, denn das starke Getränk hatte er nicht ertragen können. Und nun besann er sich langsam auf das Furchtbare. Er war über einem schallenden Gelächter wieder erwacht. Als er die Augen geöffnet hatte, sah er aller Augen auf sich gerichtet. Man hatte erfahren, wer er war und weshalb er hergekommen. Denn er hatte mit seiner Erscheinung so gar nicht ins Bild gepaßt, daß er die Neugier geweckt hatte. Und kaum hatte man gesehen, daß er erwacht war, war es auch schon losgegangen: Sie wollen wohl die Erbschaft holen. Ha, ha, ha . . . „Die hat längst der Teufel geholt.“ „Schade, daß der Nagel tot ist, der hätte sich tot gelacht.“ So schrie es durcheinander. Da war es Johann Peter jäh zum Bewußtsein gekommen, um was es sich handelte, und in ihm war eine Wut erwacht über den Spott der andern, daß er plötzlich nüchtern geworden war. Er war aufgesprungen und hatte den Spöttern seinen wilden Born ins Gesicht geschleudert, hatte sie Diebe und Räuber genannt und sein Erbe gefordert. Um ihn hatte wildes Gelächter getobt und dann war ihm etwas an den Kopf geflogen. Weiter konnte er sich auf nichts besinnen, so sehr er sich Mühe gab. Er faßte sich an den Kopf und mühte sich ab, den abgerissenen Faden wieder zu finden. Umsonst.

Da ging die Türe auf. Sein Reisebegleiter trat ein.

„Sie machen ja schöne Geschichten,“ sagte er. Aber er erhielt keine Antwort. In Johann Peter war plötzlich nur ein Gedanke: fort von diesem schrecklichen Ort. Komme, was da wolle, wenn er nur hier fort war. Sein Begleiter und Freund hatte sich zu ihm aufs Bett gesetzt. Ihm tat der arme Schulmeister schrecklich leid, der da so vernichtet lag. Und zu machen war wirklich nichts. Er hatte sich schon früh aufgemacht, um die Chancen zu erkunden, die für Johann Peter bestanden. Aber er hatte trüben Bericht erhalten. Von einer Erbschaft war natürlich nicht die Rede. Der Verstorbene hatte wohl Geld gehabt; aber das war damals beim Unglück zu Grunde gegangen. Seither hatte Nagel nicht mehr gespart. Das Unglück hatte ihn mutlos gemacht, und wenn er auch an der Stelle, die anzunehmen er sich damals genötigt gesehen hatte, recht ordentlich verdiente, so waren seine Bankguthaben trotzdem nach und nach zusammen geschmolzen. Denn seither trank er. Und was er bei seinem Tode noch gehabt hatte, war gerade für ein anständiges Grab genug gewesen.

Das versuchte der freundliche Reisebegleiter unserm Lehrer schonend beizubringen. Aber es hätte der Schonung nicht bedurft. Denn während er sprach, seufzte Johann Peter einmal über das andere: „Das ist mir nun wirklich ganz egal. Nur fort von hier.“ Als die Erzählung zu Ende war, erhob sich der Lehrer mühsam. Da fiel etwas zu Boden. Es war eine goldene Uhr. Und plötzlich erinnerte sich Johann Peter wieder an gestern Abend. Die Uhr war es gewesen, die ihm an den Kopf geflogen war. Das war das Erbe, das einzige, was von allem übrig geblieben war. Er hob sie ächzend auf und steckte sie in die Tasche, denn die gehörte nun wohl ihm. Eine teure Uhr, dachte er sich. Aber zu andern Gedanken war er nicht mehr fähig. Mechanisch folgte er seinem vorangehenden Freund. Willenlos ließ er sich aufs Pferd heben und ohne sich noch einmal umzusehen, folgte er den andern.

*

Seit dem Tage war Johann Peter Cawiezel, der Lehrer aus Grünau, ein gebrochener Mann. Das für ihn so furchtbare Erlebnis hatte ihn ganz geknickt. Er war krank in der Hauptstadt angekommen. Das Fieber schüttelte ihn. Da hatten sich schließlich, als der Kranke nichts anderes verlangte, als: „Heim, nur heim“, seine Freunde nicht anders zu helfen gewußt, als ihn, sobald sein Zustand es zuließ, heimzuschaffen. Der eine der beiden hatte ohnehin längst den Plan gehabt, einmal wieder nach Europa zu reisen. So nahm er es auf sich, den Lehrer zu begleiten. Es war keine sehr angenehme Sache. Johann Peter war so schwach, daß man ihn von der Bahn zum Schiff und vom Schiff zur Bahn tragen mußte. Aber die Seereise, die ihn bei der Hinreise so mitgenommen hatte, tat diesmal Wunder.

Als sie sich Europa näherten, lag der Kranke auf dem Sonnendeck des



Kinderköpfchen. Gemälde von Prof. Ludwig von Langenmantel.

Dampfers. Er dachte wohl an das, was ihn erwarten würde, an die Sorgen und an den Hohn und Spott der Grünauer. Trotzdem konnte er lächeln bei dem Gedanken, bald wieder zu Hause bei Weib und Kind zu sein. Als Englands Küste am Horizont erschien, ging ein heller Schein über sein bleiches, eingefallenes Gesicht. Nun kam dann die Heimat. Er faltete ganz unwillkürlich seine großen, mageren Hände. Sein aufopfernder Reisebegleiter freute sich über diese Wendung. Endlich wieder eine frohe Regung nach den düsteren Tagen, die er hatte miterleben müssen.

Von diesem Tage an machten die Beiden täglich einen kleinen Probepaziergang an Deck, und es ging. In Hamburg konnte Johann Peter, wenn auch gebückt und zittrig, doch auf eigenen Füßen das Schiff verlassen, und nach einigen Ruhetagen war er schon so weit, auch die Bahnfahrt nach der Heimat wagen zu können.

Sein Reisebegleiter und Freund benützte die Tage, um die Frau des Lehrers zu benachrichtigen. Er teilte ihr möglichst schonend den Zustand ihres Mannes mit und setzte dessen Ankunft in Zürich fest. Aber es war natürlich nicht zu umgehen, daß er offen das gänzliche Scheitern der Erbschaftsexpedition eingestand. Er schrieb aber auch gleichzeitig an den Kaufmann Sonderberg. Diesen bat er, die Forderung, die er an Johann Peter hatte, diesem zu erlassen oder an ihn zu zedieren. Denn er wußte wohl, daß das Geld für den Schulmeister unerschwinglich war.

Nun war die Schweizergrenze passiert. Eine Stunde noch, dann würden sie in Zürich sein. Johann Peter war vorbereitet, daß er seine Frau dort treffen werde. Er saß, um Jahre gealtert, in den Polstern des Eisenbahnwagens. Seine wenigen Haare und sein Schnurrbart waren schlohweiß geworden. Sein Gesicht war eingefallen und blaß. Er machte den Eindruck eines Siebzigers, denn auch seine kurzsichtigen Augen waren eingefallen und hatten den Glanz verloren. Aber er war ruhig und gefaßt, als sie in Zürich den Wagen verließen. Johann Peter schritt gebückt am Arme seines Freundes dahin. Er schaute nicht auf, als sie die Sperre passierten. Da tönte plötzlich froh und glücklich aus den Wartenden eine Stimme: „Johannes, Johannes“, und an seinem Hals lagen die Arme seiner kleinen Frau. Da beugte er sich nieder und küßte die Treue. Ein paar Tränen gingen verloren an seinen fahlen Wangen. Ein unendliches Glücksgefühl durchströmte den armen Mann. Daheim! . . .

Die Drei begaben sich zum Essen. Die Frau Lehrer hätte gerne allerlei wissen wollen. Doch schwieg sie, auf einen Wink Amstegs. Der Lehrer saß versunken da und berührte die Speisen kaum. Er saß neben seiner kleinen Frau, die ihn mit rührender Liebe umgab. Sie hätte doch eher Grund gehabt, ihm zu zürnen, sagte er sich, denn nun kamen die Sorgen. Zu seiner andern Seite saß Amberg, sein Freund von drüben. Auch der war nur Güte

und Nachsicht, und auch bei ihm mußte sich Johann Peter fragen: was ging er Amberg an? Womit hatte er dessen Güte verdient? Da trat ein Bote herein. Er überbrachte Johann Peter einen Brief. „Wer konnte wissen, daß ich da bin?“ fragte sich der Lehrer. Mit zitternden Händen öffnete er. Da fiel der Schuldschein heraus, den er damals Sonderberg ausgestellt hatte, als er hoffnungsfreudig davon gezogen war. Er starrte das zerrissene Papier lange an. Dann legte er seinen magern Kopf in seine Hände und weinte wie ein Kind.

Sonderberg, der eben eingetreten war, blieb ergriffen an der Türe stehen.

H a n n s B u c h l i.

De Chrümbliq.

E Chrümbliq stoht uf eusem Fäld
Von alte Zyte här,

I ha der Uetti allwyl gstüpfst,
Nid usghört mit mim G'fähr:

„Hau doch de Chrüppel einisch um,
Er luegt au gar leid drü,

Und Oepfel git er, chuum wie

Auß,

Mer chönnte ohni gsi!“

De Vatter schüttlet druf si Chopf
Und luegt mi schärbis a:

„De Baum blybt stoh, g'sesch es
denn nit,

Es hangt e Warnig dra:

„Händ Sorg zu jedem junge Stamm,
Uf jedes Rys gänd Ucht, —

Sust wird nüt als en Chrümbliq drus,
Wenn niemer drüber wacht.“

M. Ringier.

Stonehenge.

Von Dr. Ludwig Hopf.

Nichts vermag in dem angehenden Prähistoriker einen stärkeren Eindruck hervorzurufen, als der scheinbar ganz unvermittelte Übergang von der älteren zur jüngeren Steinzeit. Dort ein unsteter, in Felle gekleideter Jäger und Fischer, der zwar den spröden Feuerstein meisterlich zu Waffen und Geräten zu bearbeiten wußte, der in Stunden der Muße seine Kunstfreudigkeit in lebenswahren Zeichnungen, Wandmalereien und Schnitzereien betätigte, aber in seiner Lebenshaltung so bescheiden war, daß er gelegentlich während seiner Sommerstreifereien Hütten und Zelte aus Stangen und Blätterzweigen errichtete und in der kälteren Jahreszeit unter Felsvorsprüngen und in Höhlen unterfroch. Und nun der Mensch der jüngeren Steinzeit! Wir staunen, ihn in geordneten Ansiedlungen zu Wasser und zu Land und schon in den Anfängen des Ackerbaus und der Haustierzucht zu finden. Wir bewundern seine Fertigkeit in der Herstellung von Tongefäßen, die er in hübscher Weise mit geometrischen Ornamenten verzierte. Er weiß zwar auch noch den Wert des Feuersteins zu schätzen, ist aber nicht mehr von ihm allein abhängig, sondern hat gelernt, aus harten Geschieben aller Art durch Schleifen und Polieren Hammer, Meißel, Beile und Ärte herzustellen,